

Yvonne Minton

Ein fono forum-Porträt
von Herta Piper-Ziethen



Es ist garantiert eine neidisch-scharfzüngige Fach- oder Sopranrivalin gewesen, die in grauer Vorzeit den später verallgemeinerten und noch heute genüblich kolportierten Charakteristikum-Dolchstoß gegen die Mezzosopranen in die Welt gesetzt hat: „Oben nichts und unten nichts, dafür aber eine um so schwächere Mittellage.“ Ganz davon zu schweigen, daß solche Exemplare des singenden Menschen in allen Stimmgattungen vom Baß bis zum Koloratur Sopran im Souterrain anzutreffen sind, ist es gerade in bezug auf den Mezzosopran so ungefähr das Dummste, was sich ausdenken läßt. Tatsache ist vielmehr, daß der gute Mezzo 2½ Oktaven umfassen muß, daß er in der Tiefe möglichst bis zum g und in der Höhe bis zum c³ reichen soll und sich vom Sopran weniger durch Umfang als die Farbe und die ausgeprägt gute Mittellage und Tiefe unterscheidet. Nachdem der Bravourgesang wieder in Mode gekommen ist, gehört es heute außerdem zu den Selbstverständlichkeiten, daß die jungen Mezzosopranen auch die Koloraturkünste wieder aus dem ff beherrschen. Wer dieses Paket von Voraussetzungen nicht erfüllen kann, meldet sich besser gleich für den Opernchor an. Es weht ein scharfer Wind im Mezzo-Fach. Die junge Konkurrenz ist weltweit groß und das Partienangebot vom Opernspielplan her grundsätzlich im lyrischen Bereich klein. Obendrein in den internationalen Häusern von weniger als einem halben Dutzend prominenter Prima-Damen be- und gehütet wie der Nibelungenschatz von Fafner. Die gleiche Situation auch im Konzertsaal. Parallel zu allen anderen Lebensbereichen hat die Internationalisierung des Opernbetriebs auch hier die Spezialisierung begünstigt und konstituiert. Was wiederum für das Management den Handelswert von Stimmen erhöht hat. In diesem Punkt schaukeln die Herrschaften aus der Bel-etage der Oper und die Auch-Sänger des Show- oder Schlagergeschäfts auf dem gleichen Dampfer. Dem unverblühten Bekennnis eines Star-Managers der U-Musik: „Von Musik habe ich soviel Ahnung wie ein Regenwurm, aber ich weiß, was gefragt

ist“, wäre im Opernmetier dem „was“ nur noch vorrangig das „wer“ beizufügen. Gewinnbringender Im- und Export der Stimm-Ware setzt natürlich Qualität voraus. Wie weit die Interpretation dieser Eigenschaften aus der Sicht des Kunstverkäufers von der des Kunstschaffenden oder Betrachtenden abweicht, mag dahingestellt bleiben. Fest steht jedenfalls, daß die Herren Tenöre mehr denn je die unsichersten Kantonisten sind und die Mezzosopranen derzeit wohl am ehesten (insgesamt) das Panier der Gesangs-Qualität vorantragen. Eine von ihnen ist die in London lebende, zum Covent-Garden-Ensemble gehörende junge Australierin Yvonne Minton. Als ausgesprochen hoher Mezzo ist sie ein typisches Beispiel für die heute übliche Methode der Stimmbildner, die Mezzostimmen von oben aufzubauen. Ihre Höhe ist daher besonders exzellent. Da entfaltet sich voll ein Klasse-Timbre, daß es selbst den Trommelfell-Spätzündern dämmern wird, hier handele es sich um mehr als eine Allerweltsstimme. In der Art ihres Singens (der etwas von immanenter Noblesse anhaftet) scheinen präzise jene Forderungen erfüllt, die schon Caccini 1601 in seiner Vorrede zu den „nuove musiche“ aufgestellt hat. Nämlich: eine über die ganze Skala vorzüglich durchgebildete Stimme, die über den reinen Ohrenkitzel hinaus („tittillazione a gli orecchi“) auch den Text tadellos deklamiert, artikuliert und leidenschaftlichen Ausdruck („cantare con affetto“) mit vornehmer Zurückhaltung („nobile sprezzatura di canto“) bei sicherer Intonation zu verbinden weiß. Keine Donnerstimme. Der Minton „kommt der Ton nicht armdick zur Kehle raus“. Ihr so wohklingender wie schlackenfreier Mezzo hat noch Mittelmäß. Wie gesagt: noch. Erfahrungsgemäß nehmen mit den Jahren auch die Phon-Zahlen zu. Die helle, lyrische Mezzo-Farbe, die mühelose Höhe und die schlanke Stimmführung machen sie derzeit zu einer geradezu idealen Vertreterin sämtlicher Hosenrollen, weil sie genau zwischen den zu leichten Sopranen und den zu sinnlichen Altstimmen liegt. Ihr Repertoire daher: Mozart mit Cherubin, Idamante (Idomeneo) und demnachst Sextus (Titus). Strauss mit dem Rosenkavalier und (kommand) dem Komponisten in der „Ariadne“. Als Rockträgerin unter anderem neben Debussy (die Pelleas-Mutter Genoveva) und Mussorgskis „Chowanschtschina“ erstaunlicherweise auch schon die gemeinhin als dramatische Partie eingeordnete Tristan-Brangäne. „Sie liegt in der Mitte meiner Stimme.“ Im Rahmen ihres Zehn-Abend-Vertrags mit der Kölner Oper allerdings dort auch neben der ebenfalls nicht sehr dramatischen Hillebrecht-Isolde gesungen. Mit Yvonne Minton zusammen also eher ein auf „spinto“-Gesang ausgerichtetes „Tristan“. („Es hängt alles vom Dirigenten ab.“) Obgleich sie in naher Zukunft auch in Israel als – ebenfalls meist von einem dramatischen Mezzo oder Alt gesungene – Dallila dem Samson (nach Noten von Saint-Saëns) die Haare stutzen wird, ist sie ohne den geringsten Appetit auf das große dramatische Fach: „Nein, weder das deutsche und noch nicht einmal das italienische. Zumindest nicht in den nächsten zehn Jahren. Vor dem vierzigsten Lebensjahr ist es gefährlich. Man wird sehen, wie sich die Stimme benehmen wird. Man muß langsam vorangehen. Ich beginne jetzt erst mein Repertoire zu erweitern. Ich bin sehr, sehr vorsichtig. Auch in bezug auf moderne Kompositionen. Ich sehe mir die Sachen vorher genau an. Wenn es nur komponierte Schreie oder ähnliches sind, wird es für den Sänger gefährlich. Dann muß er auf der Hut sein. Ich bin der Ansicht, daß man so lange wir irgend möglich lyrische Partien singen soll.“

Bravo, gut gesprochen. Und wie steht es bei der blendenden Höhe in der weiteren Zukunft mit einem Aufstieg ganz in die Sopranregionen? Auch da eine energische Abfuhr: „Nein, ich werde niemals Sopran singen. Bestimmt nie.“ Sodann eine kleine Lächel-Pause und piano: „I should not say never. Wenn meine Karriere beendet ist – ich weiß nicht, wann das sein wird, aber es ist bestimmt nicht gut, immer weiter und weiter zu machen – also wenn alles hinter mir liegt, dann werde ich vielleicht nur zu meinem eigenen Vergnügen versuchen, die Isolden zu singen. Ich liebe die Partie.“ Herrgott, welche Sängerin tut es nicht? Aber alle „in Pension“ gegangenen Sängerinnen, die ich kenne, haben keinerlei Sing-Ambitionen mehr nach lebenslanger Stimm-Fron.

Für Yvonne Minton ist vorerst Leben ohne Singen unvorstellbar. Sie singt, solange sie sich erinnern kann. Von Kind auf an. Als Achtzehnjährige bekam sie ein Stipendium für das Sydney-Konservatorium. Als sie 1961 Australien verließ, war sie dort bereits eine durch Rundfunk und Fernsehen bekannte Sängerin. Sie holte sich den begehrten Kathleen-Ferrier-Preis in England. Der eigentliche Startschuß für ihre jetzt erst voll anlaufende Karriere war 1969 Solti's „Rosenkavalier“-Aufnahme. In Deutschland hub bei Bekanntwerden der Besetzungsliste mit einer völlig unbekannten Yvonne Minton als Octavian mißtrauisches „Nanu-wer-ist-denn-das“-Gemurmel an. Sodann Begeisterung für eine famose Leistung, Begrüßung eines aufgehenden Sternes. Eine Leistung, die eben jetzt im Vergleich mit ihrer Bernstein-Nachfolgerin neuerlich aufgewertet wird und ihre englische Kollegin eindeutig in den Schatten stellt.

Trotz ihres großen Platten-Erfolges fielen in den nächsten zwei Jahren aber nur verhältnismäßig kleine Bröckchen auf der schwarzen Scheibe für sie ab. Erst jetzt beginnt die Sache, so richtig zu florieren: Cherubin im neuen Philips-„Figaro“, Dorabella in Klemperers demnächst erscheinender „Cosi fan tutte“, die erste Mahler-Liedplatte mit Solti, mit dem sie auch das „Lied von der Erde“ aufnehmen wird, während Rossinis Stabat mater schon im Kasten ist und kommend schließlich neue Werke mit Boulez. Bedeutende Konzerte wie etwa Mahlers Achte mit Solti in Amerika. In Deutschland das Verdi-Requiem unter Kubelik und eine Aufnahme für den Bayerischen Rundfunk. Für englische Verhältnisse ist sie in dieser Doppelfunktion einer ebenso heftig engagierten Opern- wie Konzertsängerin eine Ausnahme. In Deutschland würde man dagegen übelnehmen, wenn ein so guter Mezzo als prädestinierteste der Frauenstimmen für den

Konzert- und Liedgesang sich dieser edleren Musizierform entziehen würde. Besonders, wenn es sich um eine Sängerin wie Yvonne Minton handelt, die auch den geistigen Ansprüchen gerecht zu werden vermag. Sie ist der Typ der sicheren, intelligenten, selbstkritischen jungen Sängerin („auch als ich ganz jung war, habe ich mich nie für großartig gehalten“), die genau weiß, was sie will und ihren Weg unbeirrt geht. Wie sie nicht hat hoch fliegen wollen, ehe ihr die Federn gewachsen waren, so darf man auch völlig beruhigt sein, daß sie sich in Zukunft genau so wenig auf abenteuerliche Stimmexperimente einlassen wird.

Sie hört sich keine Vergleichsaufnahmen an, wenn sie etwas studiert. Fürchtet sie die Imitation? „Nein, eigentlich nicht. Aber ich bin der Ansicht, die Darstellung muß allein von dem Interpretierenden kommen, muß ganz sein Eigenes sein und muß natürlich der Komposition trotzdem oder vor allem völlig gerecht werden.“ Wozu anmerken wäre: große Vorbilder nach bedetem Rollenstudium anzuhören (wie viele Sänger es halten), bedeutet vielleicht doch manchmal, sich zum Eigenerarbeiteten raffinierte Tipps zum letzten Schliff einzuhandeln.

Daß Mrs. Minton heute nicht nur auf ihrer Stambühne Covent Garden, sondern ebenso in ihrer Heimat in Melbourne und Sydney oder in Wien und Hamburg ein hoch begehrter Rosenkavalier ist, hat nicht allein stimmliche Gründe. Die große, schlanke Australierin ist ein derart blendend und bildschön aussehender, eleganter Octavian, daß man förmlich das unterdrückte „Ah“ des Publikums fühlt, wenn sie auf die Bühne kommt. Wie aber selbst die perfektteste Stimme kalt läßt, wenn nicht ein Stück Menschentum in ihr mitschwingt und singt, so wäre auch solche pure Augenweide ein schnell vorübergehender Schaulusteffekt, wenn sich ihm nicht ein ausgeprägtes Spieltalent zugesellen würde. Das „gestalterische Temperament“ und die „persönliche Ausstrahlung“, die ihr im fono forum schon zu ihrem Platten-Octavian bestätigt wurden, werden live in der harmonischen Einheit von Geste und Gesang naturgemäß ganz erheblich verstärkt. Jenseits beliebter Klischees ist dieser, ihr Octavian mit äußerst knappen Gesten ausgestattet, ist er in jeder Situation wirklich ein „junger Herr aus großem Haus“. Selbst im zärtlichsten tête-à-tête behält er contenance. Vor allem auch im ersten Akt nichts von dem üblichen Dummen-Jungen-Trotz mit viel Gefuchtel. Bei dem Minton-Octavian sind die seelischen Stürme, die in diesem jungen Mann stattfinden, nicht durch äußerliches Getue, sondern durch eine ungewöhnliche



Dreimal Yvonne Minton: als Rosenkavalier in der Hamburger Staatsoper mit Regina Marheineke (oben), als Cherubin im Philips-Studio mit Mirella Freni (unten) und als Dorabella in Klemperers neuer Così-Aufnahme mit Geraint Evans (links)

beredete Mimik ausgedrückt. Wenn es dereinst in weiter, weiter Zukunft mit der Stimme nicht mehr klappen sollte, hat sie alle Chancen, noch als Schauspielerin zu reüssieren, scheint mir.

Es war vor meiner Haustür, in Hamburg, als ich diesen faszinierenden „Rosenkavalier“ zu Ohr und Auge nahm. In London, zwei Monate vorher, war es mir nicht geglückt. Da war Frau Yvonne nämlich privat mit einer ganz lyrischen Rolle beschäftigt. Sie heißt Malcolm, war damals vier Wochen alt – der kleine König und neue Londoner citizen – und sah (dem fremden Auge nicht wahrnehmbar) nach Aussagen seiner Mutter dem Papa sprechend ähnlich. Ein netter Papa übrigens, der sich rühmen darf, Ehemann einer in die große Karriere einschwenkenden Künstlerin zu sein, die nach sechsjähriger Ehe immer noch sagt: „In erster Linie bin ich Frau, kommt meine Familie, und erst in zweiter Linie bin ich Sängerin. Es wird schrecklich für mich sein, das Kind allein zu lassen. Noch schrecklicher wäre es aber für mich gewesen, kein Kind zu haben. Ohne diese Basis, dieses menschliche Zuhause, wüßte ich nicht, warum ich so hart arbeiten sollte.“ Das Angebot eines Drei-Monats-Vertrags von der Hamburgischen Staatsoper wurde aus diesem Grund ausgeschlagen. Das gibt es noch.

Ihre Bekenntnisse kommen völlig unpasthetisch, ohne Tremolo. Es sind die unbeabsichtigte menschlichen und so sympathischen Akzente in einem Gespräch, in dem der eigenen Kunst und Person gegenüber englisches Understatement und der Interviewerin gegenüber jene leichte Reserve und Gefühlsdistanz zutage tritt, die ihr als Norddeutscher nur allzu vertraut ist. Für Yvonne Minton ist Singen die Allianz von Anlage, Arbeit und Fleiß. Vor allem aber glaubt sie auch an die Vorbestimmung. Glaubt, daß Schauspieler, Sänger, Tänzer geboren sind für diese jeweilige Aufgabe des Spielens, Singens, Tanzens, die sie zu erfüllen haben. Eine Erkenntnis, die zugleich das Wissen um die Bürde der Verantwortung einschließt. Singen als Schicksal also auch für Yvonne Minton. Die Kraft für das, was bisher war und für das Größere, was mit Sicherheit noch kommen wird – sie wächst ihr offensichtlich wesentlich zu aus der Menschlichkeit und Wärme eines völlig normalen, bürgerlichen Familienlebens.

